

HOMO DONATOR: GEBEN ZWISCHEN HIERARCHIE UND SOLIDARITÄT

Frank Adloff

Zusammenfassung | Der Autor argumentiert, dass Gaben nicht utilitaristisch und normativistisch erklärt werden können; in ihnen liege ein Moment des Überschusses und der Unbedingtheit. Sodann diskutiert er die Frage, ob Stiftungen den solidarischen Geist der Gabe verkörpern oder im Gegenteil zu hierarchischen Formen des Gebens und sozialer Beziehungen neigen. Die meisten Stiftungen folgen als Teil der Elitenphilanthropie seiner Auffassung nach eher hierarchischen Gabenkonzepten und widersprechen damit der demokratischen Idee von Zivilgesellschaft.

Abstract | The article argues that there is a human tendency to the gift that cannot be explained in a normativistic and utilitarian manner – gifts embody moments of surplus and unconditionality. Secondly, the paper discusses the question if philanthropic foundations embody the solidary spirit of the gift or – to the contrary – if they tend to hierarchical forms of giving and social relations. It is argued that most foundations as part of elite philanthropy show rather hierarchical concepts of giving that contradict the democratic idea of civil society.

Schlüsselwörter ► Spendenwesen
► Stiftung ► Gemeinnützigkeit
► Gesellschaft ► Ethnologie

Einleitung | Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um die Verschriftlichung der Hamburger Rede, die der Autor am 11. November 2016 auf den Hamburger Tagen des Stiftungs- und Non-Profit-Rechts an der Bucerius Law School gehalten hat. Der Text erscheint ebenfalls im Non Profit Law Yearbook 2016/17.

Eine Grundfrage der Soziologie lautet, wie soziale Ordnung überhaupt möglich ist. Wie lassen sich die Handlungen von Individuen so aufeinander beziehen, dass regelmäßige Kooperation und damit soziale Ordnung zustande kommen? In der soziologischen Theoriebildung des 20. Jahrhunderts findet man zu

dieser Frage zwei klassische Positionen. Entweder wird aus utilitaristischer¹ Sicht (etwa in Form von Rational-Choice-Theorien) behauptet, dass die Konvergenz von je individuellen Interessen unter bestimmten Bedingungen zur Kooperation führen kann. Dies kann man die *Hobbes'sche* Lösung nennen. Oder man nimmt an, dass es eines vorgängigen, gemeinsam geteilten kulturellen Hintergrunds bedarf, der Kooperation ermöglicht. Dieser Hintergrund besteht aus Normen, Werten und gemeinsamen Wissensbeständen – die *Rousseau'sche* Lösung, die davon ausgeht, dass man zum prosozialem Handeln erzogen werden muss und dass Normen durch Sanktionen abgesichert werden müssen.

Diese Unterscheidung findet sich auch in den Debatten, die Phänomene wie Spenden oder Stiften in den Blick nehmen. In Wissenschaft und Öffentlichkeit wird ein Diskurs der Freiwilligkeit und des heroischen Altruismus geführt, der sich in drei Varianten manifestiert. Man unterstellt etwa die Eigennützigkeit jeden Handelns, so dass die Spende entweder als etwas Großartiges und extraordinär Altruistisches erscheinen muss – oder dass hinter der Spende letztlich doch eigennützige Motive wie zum Beispiel die Suche nach Anerkennung und moralischem Prestige stehen. Oder, drittens, man geht davon aus, dass die altruistischen Spenderinnen und Spender mehr tun, als durch Konventionen, Gebräuche oder vom Recht von ihnen normativ erwartbar ist, und so erscheint der Stifter, die Stifterin ähnlich wie im ersten Fall als besonders tugendhaft. Was diese Beispiele eint: Im Idealfall sollen Spendende sowohl frei von moralischen Zwängen als auch von eigennützigen Motiven agieren. Zugleich unterstellt man, dass dies sehr selten möglich ist; ergo ist die „reine Spende“ auch kaum möglich. Aus dieser Antinomie führt nur eine nochmalige gründliche Reflexion auf die Grundlagen der genannten Theoriemodelle.

Mauss und das Problem der Gabe | Ich schlage vor, auf *Marcel Mauss* (2010) als theoretische Gewährsperson zu setzen, um der oben genannten Antinomie zu entkommen. Der Soziologe und Ethnologe *Mauss* legte im Jahr 1925 den Essay „Die Gabe“ vor, in dem er eine theoretische Alternative zum Uti-

¹ Vereinfacht gesagt geht es hier um die Vorstellung von eigennützigen Akteuren, die permanent darauf abzielen, ihre Kosten zu senken und ihre individuellen Vorteile zu maximieren.

Isolation

litarismus und Normativismus begründet.² Mauss synthetisiert in dem Text die ethnologische Forschung seiner Zeit und entfaltet die These, dass sich vormoderne Gesellschaften symbolisch über den Zyklus von Geben, Annehmen und Erwidern als kollektive Basisaktivitäten reproduzieren. Mauss betont, dass die beziehungsstiftende, wechselseitige Präsentation von Gaben zugleich auf der Freiwilligkeit und der Pflicht des Gebens, Nehmens und Zurückgebens beruht.

Zwei Varianten des vormodernen Gabentausches stellt Mauss in den Mittelpunkt seiner Analysen: den sogenannten *kula*-Ring auf den melanesischen Trobriand-Inseln und den Potlatch bei den nordwestamerikanischen Kwakiutl. Er unterscheidet dabei zwischen stärker agonistischen und weniger agonistischen Gaben. Schwach agonistische Gaben kreieren eine Sphäre ungefährer Äquivalenzen und gegenseitiger Verschuldungen, in der es nicht primär um die Akkumulation von Reichtum geht. Gaben provozieren Gegengaben und „nähren“ auf diese Weise permanent gegenseitige Verschuldungen und Verpflichtungen, die nicht abgegolten werden können. Beispielhaft ist der *kula*-Ring, bei dem zwei Arten von Schmuckstücken – Halsketten und Armbänder – in entgegengesetzten Richtungen zwischen den Inseln kursieren. Das Überreichen der Gaben stiftet und sichert die Beziehungen zwischen den beiden Gruppen zunächst einmal solidarisch ab, bevor der eigeninteressierte Warentausch beginnen kann.

Die stärker agonistische Gabe, bei der der Kampf um Renommee viel offensichtlicher erfolgt, zeigt sich am ausgeprägtesten im Potlatch der indianischen Völker der kanadischen Nordwestküste. Dabei geht es um die wechselseitige Steigerung von Gaben, bis ein Clan oder Häuptling aus dem Kreislauf des Immermehr-Gebens aussteigen muss; denn nur einer kann beim Potlatch gewinnen – und zwar an Status. Hier gründet alles auf den Prinzipien von Antagonismus und Rivalität.³

² Auf diesen Text beziehen sich erstaunlicherweise alle zeitgenössischen Ansätze zum Geben und zur Reziprozität, wobei das Spektrum von Rational-Choice-Theorien über normativistische Ansätze bis hin zu Versuchen reicht, die Dichotomie zwischen Interessen und Normen zu überwinden (Adloff; Mau 2005).

³ Spätere Forschungen haben gezeigt, dass der extreme Potlatch, wie ihn Boas für die kanadischen Indianer beschrieb, hauptsächlich das Produkt kolonialer Verwerfungen war (vgl. die Analysen in Godelier 1999, Kapitel I).

Die Freude war groß im DZI: Eine in den USA lebende, junge Wissenschaftlerin hatte das renommierte Bundeskanzler-Stipendium der Alexander von Humboldt Stiftung zugesprochen bekommen, um ein Jahr lang in Deutschland zu forschen, und hatte sich als Arbeitsplatz das DZI ausgesucht. Für ihr Forschungsthema „Die Situation von geflüchteten Frauen in deutschen Flüchtlingsunterkünften“ bot ihr unser Institut eine ideale Infrastruktur: mit seiner einzigartigen Fachbibliothek und Literaturdatenbank zur Sozialen Arbeit und Wohlfahrtspflege, seinen vielfältigen Kontakten zu relevanten Forschern und Praktikern, und nicht zuletzt mit seiner angenehmen, intensiven Arbeitsatmosphäre im „deutschen Oxford“ – in Berlin-Dahlem, mit dem grünen Campus der Freien Universität und zahlreicher Einrichtungen der Max-Planck-Gesellschaft.

Dann die Enttäuschung: Die Forscherin wird ihr Stipendium nicht annehmen können, da ihr dringend davon abgeraten wurde, die USA für die Dauer des Forschungsaufenthalts in Berlin zu verlassen. Der Grund: Die gebürtige Inderin hat sich in den USA um die so genannte „Green Card“ beworben, den dauerhaften Aufenthaltsstatus für Ausländer. Ihr Rechtsberater hält die Gefahr für groß, dass ein Forschungsaufenthalt in Deutschland von den US-Behörden als Grund gesehen wird, die „Green Card“ zu verweigern. Dass dies kein Einzelfall ist, zeigt die Absage der europäischen Sommerkonzerte des zurzeit wohl weltweit gefragtesten Pianisten Daniil Trifonov. Die Süddeutsche Zeitung berichtet am 15.6.2017, aufgrund verschärfter Green-Card-Bestimmungen dürfe Trifonov das Land mehrere Wochen lang nicht verlassen.

Auch aus Großbritannien werden nach dem Brexit-Votum zunehmend Probleme renommierter Wissenschaftler und Forschungsinstitute bekannt, die die Fortsetzung ihrer Arbeit gefährdet sehen. Die Abschottungspolitik der mächtig gewordenen Verfechter einer „splendid isolation“ zeigt beklemmende Wirkung. Wie lange es wohl dauern wird, bis die Verantwortlichen erkennen, dass der größte Schaden nicht bei den unmittelbar Betroffenen liegt, sondern bei ihren eigenen Ländern, denen sie vermeintlich den „ersten Platz“ sichern wollen?

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

Dagegen spricht *Mauss* in dem Essay nicht über nicht agonistische Formen der Gabe, die er auch als totale Leistungen bezeichnet (*Mauss* 2010, S. 18). Diese solidarischen, nicht kämpferischen Gaben bleiben fast völlig im Dunkeln; im „Manuel d’ethnographie“ aus dem Jahr 1947 finden sich immerhin einige Erwähnungen. Sie gelten *Mauss* als ursprünglich und als Vorläufer der agonistischen Gaben – darauf wird noch zurückzukommen sein. Im Essay über die Gabe kommt es *Mauss* hingegen darauf an zu zeigen, dass (schwach und stark) agonistische Gaben eine intermediäre Position zwischen nicht agonistischen Gaben und heutigen individualistischen und juristischen Verträgen einnehmen.

Mauss verfolgte mit seinem Essay jedoch nicht nur ethnologische, sondern auch deutlich gegenwartsbezogene Zwecke; Ziel war eine Kritik von Realsozialismus, Kapitalismus und Utilitarismus. Sein damals aktuelles Potenzial bezog der Essay aus der doppelten Kritik am utilitaristischen Individualismus einerseits und bolschewistischen Staatszentrismus andererseits (*Chiozzi* 1983). *Mauss* ging es um ein drittes Prinzip der Solidarität und Genossenschaftlichkeit: nämlich um Formen wechselseitiger sozialer Bindungen und Verschuldungen. Der Sozialvertrag, den *Mauss* in den untersuchten archaischen Gesellschaften, in der Edda und im germanischen Recht erblickt, dient ihm als Modell der Erneuerung des zeitgenössischen Sozialvertrags durch die Anerkennung wechselseitiger Verschuldung. Die Gefahr lag für ihn darin, dass die modernen Sozialbeziehungen zunehmend dem Modell des Tausches, des Marktes und des Vertrags folgen – deshalb lautet *Mauss’* Warnung, dass der *homo oeconomicus* noch vor uns liege.

Die Logik der Gabe (und die häufig damit verbundene Reziprozität) unterscheidet sich somit fundamental vom marktförmigen Tausch (*Mauss* 2010, S. 130 ff.). Im Rahmen der Gabe weiß man nicht, ob man etwas erwidert bekommt, was erwidert wird und wann eine Erwidierung erfolgt. Dies liegt jeweils in der Hand des Empfängers einer Gabe. Beim Tausch einigen sich beide Parteien vor dem Transfer über die Modalitäten und es fließen Güter in beide Richtungen.

Der zeitgenössische Gabediskurs | In der sozialwissenschaftlichen Literatur wird das Konzept der Gabe eng an das der Reziprozität gekoppelt (*Blau* 2005, *Molm* 2010, *Fehr*; *Gintis* 2007). Wer gibt,

bekommt in der Regel etwas zurück, so die These. Insbesondere in der Philosophie ist hingegen eine fortdauernde Erörterung der Frage zu finden, ob es so etwas wie eine reine Gabe geben kann, die nicht auf Erwidering abzielt oder aufruft (*Derrida* 1993, *Ricoeur* 2006). Im Folgenden werde ich zeigen, dass wir die philosophische Debatte ernst nehmen und (an) erkennen sollten, dass neben Tausch und Reziprozität ebenso Formen einseitigen Gebens existieren. Es gibt also Gaben, die nicht erwidert werden (müssen). Zur Gabe gehört es ohnehin, dass die Erwidering nicht zum Bestandteil ihrer Definition gemacht werden sollte, da sie vom Akt der Erwidering unabhängig ist (*Descola* 2011, S. 457 f.). Wäre sie vom Akt der Erwidering abhängig, hätte man es mit einem Tausch zu tun. Die aus einer Gabe unter Umständen erwachsende Verpflichtung ist weder obligatorisch noch lässt sie sich einklagen (*Caillé* 2008, *Adloff* 2016). Nur zum Tausch gehört notwendig das Prinzip der Wechselseitigkeit. Dennoch soll hier nicht der Idee der reinen Gabe das Wort geredet werden. Es geht darum, deutlich zu machen, dass Reziprozität immer nur eine Möglichkeit ist, dass sie nicht notwendig zur Gabe gehört. Gaben zielen auf soziale Beziehungen ab, und diese bilden sich über die Trias von Geben, Annehmen, Erwidern. Eine solche positive Trias muss sich nicht einstellen, aber das Risiko des Gebens öffnet überhaupt erst den Horizont für eine Beziehung der Wechselseitigkeit.

Den Beziehungsmodus der (nicht agonistischen und agonistischen) Gabe gibt es in unterschiedlicher Ausprägung in jeder Gesellschaft (neben Tausch, Hierarchie etc.). Wenn wir (an)erkennen, dass es neben Tausch und starker agonistischer Reziprozität noch ein drittes Modell moralischer Prinzipien gibt, auf dem soziale wie ökonomische Beziehungen gründen können, das nicht agonistische Geben, dann hat dies für das Verständnis von Gesellschaft gravierende Konsequenzen.

Niemand hat in den letzten Jahren so konsequent versucht, das Konzept nicht agonistischer Gaben anthropologisch wie soziologisch herauszuarbeiten wie der amerikanische Anthropologe und anarchistische Aktivist *David Graeber*, der mit seinem Buch „Schulden. Die ersten 5000 Jahre“ große Resonanz in der interessierten Öffentlichkeit fand. Nicht der Tausch von Dingen gegen Dinge ist für ihn das ursprüngliche Modell des Wirtschaftens: *Graeber* (2012, S. 41 ff.)

weist nach, dass der Tausch gar kein besonders altes Phänomen ist, sondern sich erst spät verbreitet hat. Die weitaus häufigste Form des Wirtschaftens gründet auf dem Prinzip des Kommunismus, wie Graeber nicht ganz ohne Provokation betont. Innerhalb einer kommunistischen Gemeinschaft wird nach dem Prinzip „jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen“ gehandelt.⁴ Nach diesem Prinzip kann eine Gesellschaft niemals als Ganzes organisiert werden, allerdings sind viele vormoderne Gesellschaften in ihrer Wirtschaftsweise stark von diesem Prinzip gekennzeichnet. Doch selbst moderne (kapitalistische) Gesellschaften sind auf einem Fundament kommunistischer Beziehungen aufgebaut: „*Kommunismus ist das Fundament menschlichen Zusammenlebens*“ (Graeber 2012, S. 102, Hervorhebung im Original). Familiäre und freundschaftliche Beziehungen, spontane Kooperationen, Kollegialität, freundliche Gesten und Konversationen – all dies sind für Graeber Beispiele einer kommunistischen Alltagsmoral, die von utilitaristischen wie normativistischen Sozialtheorien nicht adäquat erfasst werden kann. Immer dort, wo nicht Buch über den erfolgten Austausch geführt wird, haben wir es mit Formen des Gebens, Vertrauens, Gemeinnsinns, der Hingabe und Liebe zu tun, die auf spezifische Weise vom Prinzip der Reziprozität entkoppelt sind. Im Grunde tun die hieran beteiligten Akteure so, als würden sie ewig leben. Man weiß, der oder die andere würde das Gleiche für mich tun, auch wenn sich faktisch nie die Frage stellt, ob er oder sie Besagtes tatsächlich tun wird. Dies impliziert zwar auch eine Form der Reziprozität, aber eine sehr offene und weite. Beim Tausch gründet alles auf dem Prinzip, dass Beziehung und Austausch jederzeit beendet werden können, was auch impliziert, dass man seine Schulden begleichen kann und dann quitt ist. Schulden resultieren somit aus einem nicht zu Ende gebrachten Tausch zwischen prinzipiell isolierbaren Individuen. Die kommunistische Gabe kennt in diesem Sinne keine Schuld(en).⁵

Dagegen hat Thomas Bedorf (2010) eine instruktive Deutung der agonistischen Gabe im Kontext des An-

erkennungsdiskurses entwickelt. In der riskanten und agonistischen Seite der Gabe liegt eine Herausforderung, der man sich nicht entziehen kann. Gaben produzieren Wechselwirkungen par excellence: Denn auch eine Nichterwiderung ist eine Art der Erwiderung, wenn auch eine negative. In der Gabe liegt deswegen eine soziale Herausforderung: entweder auf das Beziehungsangebot einzugehen oder es abzulehnen. Das Gaberitual kann als ein Verfahren der agonistischen Anerkennung gelten. In der Gabe liegt eine Art Test: Wer gibt, bekommt unausweichlich eine Antwort. Etwas jemandem zu geben ist als erster Schritt des Erkennens des anderen als eines Menschen und im zweiten als eine Form von Anerkennung zu deuten. Interaktionsmöglichkeiten mit anderen werden so eruiert und der andere wird gezwungen zu antworten. Dabei dient die Gabe, also das, was gegeben wird, als Medium der Anerkennung. Über das Gelingen der Anerkennung kann jedoch nicht der Geber entscheiden, sondern nur derjenige, dem Anerkennung gegeben wird. Erst wenn der Empfänger einer Gabe sich dankbar erweist und dadurch wiederum Anerkennung ausdrückt, wird bezeugt, dass es sich um eine Gabe und somit um eine Anerkennung handelte (Caillé 2009).

Fassen wir zusammen: Menschen sind einander zugewandt und geben sich eine Vielzahl von Dingen. Auf der alltagsweltlich-ubiquitären, nicht agonistischen Ebene helfen sie sich gegenseitig, hören einander zu, sie schenken sich Dinge, Zuwendung, Anerkennung und Zuspruch. Diesen alltäglichen Handlungen stehen größere, häufig agonistische Gaben gegenüber: Man verzeiht einander, man gibt etwas Ungewöhnliches und Unerwartetes etwa in Form einer außeralltäglichen Hilfe. Es gibt mithin eine Neigung des Menschen zur Gabe, die sich nicht normativistisch und utilitaristisch erklären lässt. Gaben enthalten Momente des Überschusses und der Unbedingtheit, die konstitutiv für das Hervorbringen von Sozialität sind. Am Grund des Sozialen liegen damit Nicht-Äquivalenzen und Asymmetrien. Gabe, Risiko und Vertrauen sind fundamentale Voraussetzungen für Kooperationsbeziehungen, und zwar besonders immer dann, wenn man nicht von einer schon geteilten gemeinsamen Kultur ausgehen kann. Nicht zufällig handelt „Die Gabe“ vom intertribalen oder man könnte auch sagen „internationalen“ Austausch zwischen Gruppen, die sich nicht schon auf ein gemeinsames Set von Werten und Normen verlassen können.

⁴ Auch Max Weber (1972, S. 214) betont, dass der hauskommunistische Grundsatz, dass nicht abgerechnet werde, bis heute in Familien fortlebt.

⁵ Es lässt sich allerdings dafür argumentieren, dass Kommunismus ein Zustand dauerhafter wechselseitiger Verschuldung ist, der nicht annulliert werden kann und in dem zugleich unklar ist, was genau man wem schuldet (Graeber 2012, S. 129, Godbout; Charbonneau 1993).

Solidarität, Hierarchie und Stiftungen | Doch stiften Gaben nicht nur horizontale Beziehungen und Solidarität, manchmal ganz im Gegenteil. Wie kann das sein? Auch *Mauss* hat schon darauf aufmerksam gemacht, dass Gaben nicht nur Solidarität und Anerkennung, sondern auch Hierarchie, Missachtung und Ungleichheit stiften und konsolidieren können. Dies ist immer dann der Fall, wenn die Verfügung über Ressourcen bei verschiedenen Gruppen sehr ungleich ausfällt und auf diese Weise Gaben keine Erwidern erfahren (können). Allen drei Beispielen ist gemeinsam, dass es nicht gelingt, Beziehungen zwischen *Gleichrangigen* aufzubauen.

▲ Erstens kann es sein, dass privilegierte Gruppen die Gaben ressourcenschwacher Gruppen nicht erwidern müssen – wie dies der Fall ist, wenn beispielsweise Arbeitgeber nur den nötigsten Lohn zahlen (Ausbeutung).

▲ Zweitens bauen sich Verschuldungen und Machtsymmetrien auf, wenn eine soziale Gruppe aufgrund ihrer Ressourcenausstattung Gaben nicht erwidern kann – die paternalistische Gabe gegenüber Armen wäre hier typisch (Erniedrigung/Abhängigkeit).

▲ Und drittens können bestimmte Gruppen von dem Fluss begehrter materieller wie immaterieller Güter ausgeschlossen werden (Exklusion).

Blicken wir abschließend auf das Feld der Stiftungen und fragen, ob sich hier eine Gabenlogik entfalten kann, und wenn ja, um welche Art von Gaben es sich dabei handelt. Die Analyse des Stiftungswesens kann hier nur holzschnittartig vorgenommen werden, doch sollte das Hauptargument deutlich werden (für Details vgl. *Adloff* 2010 und 2015).

Das Stiftungswesen, so wie es heute zumeist vorliegt, folgt keiner egalitären Logik. Große Summen, die durch kapitalistische Praktiken erlangt wurden, werden in eine Stiftung eingebracht, aus den Erträgen des Stiftungskapitals erfolgt dann die Arbeit der Stiftung. Eine Beziehung auf egalitärer Augenhöhe ist gegenüber Stiftungen in der Regel nicht vorgesehen und eine Erwidern ist ihnen gegenüber auch nicht möglich. Es handelt sich also um einseitige Gaben, die die Destinatäre in ein untergeordnetes Verhältnis bringen. Sie können nicht erwidert werden und sind somit genau die Art von Gaben, die *Mauss* nicht politisch rehabilitieren wollte. Denn nur wenn eine Erwidern möglich ist, entfalten Gaben ihr Potenzial zu solidarischer Bindung. Man könnte

einwenden, dass viele Stiftungen von ihren Destinatären Rechenschaftsberichte oder Evaluationen ihrer Programme als eine Form der Erwidern verlangen. Doch ist dies nicht die Art von Erwidern, wie sie für Gabenbeziehungen konstitutiv ist. Denn die Berichte werden ja verlangt, das Geben ist konditionalisiert, es wird also an spezifische Bedingungen geknüpft – die Destinatäre sind nicht frei, selbst zu bestimmen, ob oder was sie erwidern.

Stiftungen sind zudem in der Lage, ihre Handlungen als außerordentliche und außeralltägliche Gabe zu rahmen. Stiftungen umgibt so eine Art von Aura der Größe, Großzügigkeit und Gemeinwohlorientierung, so dass alle, die in den Genuss von Stiftungsmitteln kommen, dankbar sein müssten, an dieser Aura zu partizipieren. Stiftungen gelingt es also, ein besonderes Charisma auf sich zu ziehen. Sie schaffen es, die jährlichen Ausschüttungen durch Zinserträge, die sie ja gesetzlich vollziehen müssen, als etwas Außergewöhnliches darzustellen. Ein etabliertes Handlungsfeld, von dem man sagen könnte, dass hier etwas zurückgegeben wird, was man sich zuvor privat aus dem gesellschaftlichen Reichtum angeeignet hat, schafft es, sich mit der Aura von Wohltätigkeit, Moral und Altruismus aufzuladen. Damit werden weitere Statushierarchien etabliert und perpetuiert.

Stiftungen sind ein Beispiel für agonistische Gaben, die man nicht erwidern kann und die auf diese Weise Status- und Einflusshierarchien befestigen, während Zivilgesellschaft viel stärker auf dem Prinzip der horizontalen Vernetzung beruht. *Mauss* wollte letzteres Prinzip gestärkt wissen – und wir sehen hier, dass sich Gaben in ihren Wirkungsweisen stark unterscheiden können. Eine egalitäre Zivilgesellschaft kann nicht ohne Weiteres mit dem Prinzip der unilateralen hierarchischen Gabe von Stiftungen versöhnt werden. Denn diese stellt sich als etwas Außergewöhnliches dar, ohne dass sie auf dem Prinzip der Freiwilligkeit gründet und ohne dass sie eine gemeinsame Welt von Reziprozitäten generieren kann.

In diesem Beitrag wird also eine normative Präferenz für horizontale zivilgesellschaftliche Beziehungen ausgedrückt. Folgt man dieser, steht die Frage im Raum, ob es möglich ist, stifterisches Handeln in horizontale (Gabe-)Beziehungen zu überführen. Ein Weg bestünde darin, zum Stiften zu verpflichten oder ein Anrecht auf Stiftungsausschüttungen festzuschrei-

ben. Die Analogie hierzu ist das Überführen von paternalistischen Almosen in ein soziales Recht auf Unterstützung durch die Gesellschaft. Doch kann klarerweise das Geben der Stiftungen nicht in ein Recht transformiert werden, dies würde die Institution der Stiftung komplett zerstören.

Zwei Lösungen scheinen jedoch logisch denkbar zu sein:

▲ Das Geben der Stiftungen kann sich als Gegengabe, als Erwidern rahmen. Dies würde bedeuten, von der Extraordinarität des Stiftens und der Stiftung abzurücken. Stiftungen erwidern dann einfach nur die Gaben, die dem Stifter ursprünglich von der Gesellschaft zukamen (zum Beispiel dem gesellschaftlich eingeräumten Privileg, aus einer reichen Familie zu stammen, auf die politischen, Bildungs- und wirtschaftlichen Infrastrukturen oder die ausgebildeten Arbeitskräfte einer Gesellschaft zugreifen zu können etc.). Einige Stifter wollen ihr Handeln denn ja auch als Rückgabe an die Gesellschaft verstanden wissen. Doch eine konsequente Institutionalisierung dieses Gedankens steht noch aus.

▲ Stiftungen könnten Erwidern ihrer Destinatäre zulassen und ermöglichen. Ohne Destinatäre wäre eine Arbeit der Stiftung ja unmöglich; diese wechselseitige Abhängigkeit könnten Stiftungen viel deutlicher zum Ausdruck bringen. Sie könnten sich stärker in horizontale Beziehungsnetzwerke einbringen und zugestehen, dass sie von den Destinatären lernen können und müssen, denn diese sind im Engagementfeld einer Stiftung die eigentlichen Experten vor Ort. Stiftungen müssten bei ihren Entscheidungen stärker die Sichtweise von Destinatären und anderen gesellschaftlichen Stakeholdern einbeziehen, so könnten sie beispielsweise in den entsprechenden Stiftungsgremien vertreten sein, um hier ihre Expertise der Stiftung als Gegengabe anzubieten.

Diese Vorschläge, die allesamt auf eine stärkere demokratische Rückbindung des Stiftungswesens an die Gesellschaft hinauslaufen, dürften stifterischen Eliten missfallen. Denn sie laufen Gefahr, das Stiften für Eliten unattraktiver zu machen. Erstens würde man Stiftern und Stiftungen tendenziell ihren bisherigen Nimbus verweigern, zweitens würde die Gesellschaft auch noch in die Arbeit der Stiftung einbezogen werden. Aber nur so können in der Zivilgesellschaft eher horizontale Verbindungen (Solidarität) statt Hierarchisierungen kreiert werden. Denn Elitenphilanthropie

und eine horizontal-vernetzende angelegte Zivilgesellschaft stehen teilweise in Spannung zueinander und sind nicht kongruent.

Professor Dr. Frank Adloff lehrt Soziologie mit dem Schwerpunkt auf Dynamiken und die Regulierung von Wirtschaft und Gesellschaft im Fachbereich Sozialökonomie der Universität Hamburg. E-Mail: Frank.Adloff@wiso.uni-hamburg.de

Literatur

Adloff, Frank: Philanthropisches Handeln. Eine historische Soziologie des Stiftens in Deutschland und den USA. Frankfurt am Main und New York 2010

Adloff, Frank: Foundations and the Charisma of Giving. A Historical Sociology of Philanthropy in Germany and the United States. In: *Voluntas. International Journal of Voluntary and Nonprofit Organizations* 5/2015, pp. 2002-2022

Adloff, Frank: Gifts of Cooperation, Mauss and Pragmatism. London 2016

Adloff, Frank; Mau Steffen (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt am Main 2005

Bedorf, Thomas: Verkennende Anerkennung. Über Identität und Politik. Berlin 2010

Blau, Peter: Sozialer Austausch. In: Adloff, Frank; Mau, Steffen (Hrsg.): a.a.O. 2005, S. 125-137

Caillé, Alain: Anthropologie der Gabe. Frankfurt am Main und New York 2008

Caillé, Alain: Anerkennung und Gabe. In: *Journal Phänomenologie* 31/2009, S. 32-43

Chiozzi, Paolo: Marcel Mauss: Eine anthropologische Interpretation des Sozialismus. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 4/1983, S. 655-679

Derrida, Jacques: Falschgeld. Zeit geben I. München 1993

Descola, Philippe: Jenseits von Natur und Kultur. Berlin 2011

Fehr, Ernst; Gintis, Herbert: Human Motivation and Social Cooperation: Experimental and Analytical Foundations. In: *Annual Review of Sociology* 33/2007, pp. 43-64

Godbout, Jacques T.; Charbonneau, Johanne: La dette positive dans le lien familial. In: *La Revue du MAUSS semestrielle* 1/1993, pp. 235-256

Godelier, Maurice: Das Rätsel der Gabe. Geld, Geschenke, heilige Objekte. München 1999

Graeber, David: Schulden. Die ersten 5000 Jahre. Stuttgart 2012

Mauss, Marcel: Soziologie und Anthropologie. 2 Bände. Wiesbaden 2010

Molm, Linda: The Structure of Reciprocity. In: *Social Psychology Quarterly* 2/2010, pp. 119-131

Ricœur, Paul: Wege der Anerkennung. Frankfurt am Main 2006

Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1972